

EMMA COOPER

Der Klang unserer Herzen



GOLDMANN

Lesen erleben



Emma Cooper

---

Der Klang  
unserer Herzen

Roman

Aus dem Englischen  
von Stefanie Retterbush

GOLDMANN

Die englische Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel  
»The Songs of us« bei Headline Publishing Group.

Sollte diese Publikation Links auf Webseiten Dritter enthalten,  
so übernehmen wir für deren Inhalte keine Haftung,  
da wir uns diese nicht zu eigen machen, sondern lediglich auf  
deren Stand zum Zeitpunkt der Erstveröffentlichung verweisen.

 Dieses Buch ist auch als E-Book erhältlich.



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2019  
Copyright © der Originalausgabe 2018 by Emma Cooper

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2019  
by Wilhelm Goldmann Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Umschlaggestaltung: [www.buerosued.de](http://www.buerosued.de)

Redaktion: Friederike Arnold

MR · Herstellung: kw

Satz: KompetenzCenter, Mönchengladbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-48789-9

[www.goldmann-verlag.de](http://www.goldmann-verlag.de)

Besuchen Sie den Goldmann Verlag im Netz



# Melody

Unser Leben – ganz gleich, was in dessen Verlauf auch passiert – beginnt und endet mit einem Herzschlag: Es ist unser eigener persönlicher Rhythmus, unser eigenes Lied. Ein Lied kann sich heben und senken wie ein Atemzug. Es kann mit einem einzelnen Ton beginnen und zu einer Sinfonie werden: eine große, glückliche Familie aus Tönen und Klängen. Für mich allerdings haben Lieder eine noch viel tiefere Bedeutung.

»Das macht dann siebenundachtzig Pfund und sechsundsechzig Pence, bitte«, sagt die Supermarktkassiererin, und mir wird angst und bange.

Ich kann verstehen, wenn Ihnen das nicht unbedingt wie eine Schreckensnachricht vorkommt. Eigentlich ein ganz normaler Preis für den Wocheneinkauf einer dreiköpfigen Familie. Schließlich hat die maskulin wirkende Supermarktmitarbeiterin mir ja nicht gerade eröffnet, ich hätte nur noch eine Woche zu leben oder dass ich mir versehentlich den Rock in die Unterhose gestopft habe. Das Problem ist mein Kontostand. Ich weiß nämlich, dass heute, am 21. Februar, mein Konto prekär am Abgrund von ziemlich genau acht Pfund Bareinlage balanciert.

Ich höre die ersten Takte von *Can't Buy Me Love* von den Beatles. Was zunächst recht undramatisch klingt. Überall auf der Welt läuft in Supermärkten Musik zur Hintergrundbeschallung, damit die Kunden in Kauflaune kommen. Ein etwas flotteres Tempo soll die schlafwandelnden Zombie-Kunden mit den leeren, toten Augen auf Trab bringen. Aber ich verrate Ihnen, warum die Worte der Kassiererin mich zum Schwitzen bringen: Ich versuche, ihr mein Cashflow-Dilemma zu erklären.

»Wie bitte?«, fragt die Kassiererin mit dem teigigen Gesicht verdattert, was ich ihr nicht verdenken kann. Sie müssen wissen, ich erläutere meine Zwangslage nicht etwa mit hängenden Schultern und »Das Leben ist nicht fair«-Leichenbittermiene.

Nein. Ich höre nicht nur den altbekannten Beatles-Klassiker, sondern habe angefangen mitzusingen – lauthals und mit dem Brustton der Überzeugung. Sie werden sich vielleicht wundern, warum ich der Kassiererin derart inbrünstig einen Beatles-Song entgegenschmettere. Tja, die Antwort darauf lautet, ich weiß es leider selbst nicht. Tatsächlich bin ich in den vergangenen zwei Jahren bei verschiedenen Ärzten gewesen, von denen es mir auch keiner sagen konnte. Genauso wenig wie die Gutachter, Spezialisten und Psychiater (von denen es so einige gab).

Aber ich sage Ihnen, was ich weiß.

Eines stürmischen, kalten Januarmorgens wachte ich auf – so weit erst mal nichts Ungewöhnliches. Es war auch nichts Besonderes daran, dass es Graue-Tonne-Tag war oder dass ich in Gummistiefeln und marshmallowrosa Morgenmantel, den ich fest um den fülligen Weihnachtsbauch geschlungen hatte, draußen stand und versuchte, besagte Tonne die steile Einfahrt vor dem Haus hochzuzer-

ren. Ich sage, daran war nichts Besonderes, weil mein Leben schon damals ziemlich chaotisch war. Unorganisiert. Ein einziges großes Durcheinander. Wäre ich ein ordentlicher, organisierter Mensch, der zu werden ich mir jedes Silvester aufs Neue fest vornahm, dann hätte die Tonne längst vor dem Haus gestanden wie ein tapferer kleiner Soldat, der wacker den Elementen trotzt und mit entschlossenem Stolz seiner bevorstehenden Ausweidung entgegensieht. Wäre ich so ein Mensch, wäre mir nicht einen Tag vorher der Enteiser ausgegangen, weshalb ich die Autoscheiben mit heißem Wasser vom Eis befreien musste. Und dann wäre da auch keine gefrorene Glatteispfütze gleich neben dem Bordstein gewesen. Ich wäre nicht ausgerutscht und rückwärts hingeschlagen und mit dem Kopf aufs Pflaster geknallt. Meine elfjährige Tochter hätte nicht geschrien wie am Spieß, als sie mich zwanzig Minuten später blutüberströmt und bewusstlos auf der Straße liegen sah. Mein völlig verstörter Sohn hätte nicht in Panik versuchen müssen, unbeholfen seine Pfadfinderkenntnisse an mir anzuwenden, um meinen schwachen Puls zu ertasten, und ich hätte – natürlich – nicht in meinem eigenen Urin gelegen, der schon anfing, an meinen Beinen festzufrieren, während meine Kinder eine gefühlte Ewigkeit auf den Rettungswagen warteten und ihre schlaksigen jungen Körper von Tränen, Angst und viel zu viel Verantwortung geschüttelt wurden und sie verängstigt darüber diskutierten, wie oft sie bei der Herzmassage auf meinen Brustkorb drücken mussten.

Aber wie dem auch sei, hier im Supermarkt komme ich gerade richtig in Fahrt und zähle der Kassiererinnen alles auf, was man mit Geld nicht kaufen kann, und meine Stimme schickt Schockwellen des Unbehagens durch den ganzen

Laden. Ich sehe – wie schon so oft – die verächtlichen Gesichter, in denen sich erst Erstaunen spiegelt, dann Missfallen und schließlich Belustigung. Seien Sie mal ehrlich: Wie würden Sie sich verhalten? Würden Sie weggucken? Mit dem Finger auf mich zeigen und mich unverhohlen anglotzen? Stellen Sie sich vor, Sie stünden in der Schlange hinter mir. An einem ganz gewöhnlichen Dienstag zur besten Mittagspausenzeit steht da eine zierliche Brünette Mitte dreißig an der Kasse und singt aus voller Kehle *Can't Buy Me Love*. Nicht nur ist sie keine begnadete Sängerin – obwohl sie immerhin nicht komplett schief singt – nein, dazu gestikuliert sie auch noch wie eine zweitklassige Musical-Darstellerin und reißt den Mund auf, als sänge sie eine Oper! Ich bitte Sie, sagen Sie mir nicht, Sie würden nicht mit offenem Mund hinstarren, oder? Doch, das würden Sie! Würde ich auch. Schauen Sie mich nur mal an! Wie kann man die Augen nur so weit aufreißen, dass es aussieht, als würden sie einem jeden Moment aus dem Kopf fallen und in all ihrer glitschig-schleimigen Pracht wie glibberige Litschis auf den schmuddeligen Fliesen landen? Oh, und wie ich nicht müde werde zu betonen, dass die materiellen Dinge im Leben mir schnurzpiepegal sind, weil ich mir damit keine Zuneigung erkaufen kann. Haben Sie gesehen, dass mein ausladendes Hinterteil dabei hin- und herschwingt wie ein Pendel? Und sehen Sie meinen Zeigefinger, mit dem ich vor dem schwabbeligen Gesicht der Kassiererin herumfuchtele? Ist Ihnen aufgefallen, wie rot sie geworden ist? Schauen Sie sie nur an, wie sie sich auf ihrem Hocker windet und verzweifelt auf den Notknopf drückt, damit ihr irgendwer zu Hilfe eilt und ihr endlich diese unberechenbare Irre vom Hals schafft. Man sollte doch meinen, mit so einem beeindruckenden Oberlippenbart hätte sie ein bisschen mehr



Verständnis für Sonderlinge. Hat sie noch nie was von Enthaarungscreme gehört? Ach herrje, mache ich jetzt auch noch eine Pirouette? Japp, schon geht's los, die Hände ausgestreckt wie ein wahnsinniger Verkehrspolizist, während ich mich um die eigene Achse drehe und ... habe ich etwa gerade ...? Ja. Ich habe die Faust in die Luft gereckt. Haben Sie das gesehen? Ich habe tatsächlich die Faust triumphierend gen Himmel gereckt, während ich den letzten Ton schmettere.

Totenstille. Nicht mal ein leiser Pieps von einem trotzi-gen Kind. Nicht mal das Piepsen eines Scanners. Ich höre nur meine Selbstachtung klirrend in abertausend winzige Splitter zerspringen.

Einundzwanzig, zweiundzwanzig, dreiundzwanzig. Und schon sind wir so weit. Drei Sekunden, mehr braucht es nicht, bis die britische Öffentlichkeit sich blind, taub und dumm stellt und wieder zur Tagesordnung übergeht. Aber ich weiß, dass sie dastehen und hinter vorgehaltener Hand hämisch kichern und ihren Freunden schreiben und Videos von mir auf YouTube hochladen (ja, das hat es alles schon gegeben – neunzehn Mal war der neueste Stand, als meine technikaffinen Kinder das letzte Mal nachgesehen haben) und sich glucksend vornehmen, ihren Freunden morgen Abend bei ein paar Drinks die ganze groteske Geschichte bis ins kleinste Detail brühwarm zu erzählen.

Heftig atmend krame ich in meiner Handtasche und versuche, mit zitternder Hand – sicher vom vielen Fingerwackeln – meine Kreditkarte herauszuholen.

»Entschuldigung«, murmele ich, »ich nehme den Rinderbraten doch nicht. Ich ... ähm ...«, atmen, »glaube, die Karte wird sonst ...« Beruhige. Dich.

Aus unerfindlichen Gründen, die das medizinische

Fachpersonal unseres Landes nicht erklären kann, scheint mein »Zustand« durch Stress ausgelöst zu werden. Will heißen, ich singe und tanze nicht den lieben langen Tag. Als die Symptome damals erstmals auftraten – zuerst in Form von *I Will Survive* von Gloria Gaynor, dicht gefolgt von *Crazy* von Patsy Cline –, habe ich gar nicht dazu getanzt. Meine Stimme war ein gefangenes Raubtier, das sich mit Klauen und Zähnen zu befreien versuchte und verzweifelt gehört werden, verzweifelt entkommen, verzweifelt zerstören wollte. Die Tanzerei ist erst vor nicht allzu langer Zeit dazugekommen. Dr. Ashley meinte, das könnte ein Versuch meines Unterbewusstseins sein, eine unkontrollierbare Situation wieder unter Kontrolle zu bringen, indem es meine spontanen Ausbrüche in regelrechte »Showeinlagen« verwandelt und sie damit gesellschaftlich akzeptabler macht. Wie allerdings eine hüftwackelnde, poschwingende Tanzeinlage zu *Boom! Shake the Room* in der Umkleidekabine des Freizeitentrums gesellschaftlich akzeptabler sein sollte, will mir nicht einleuchten. Meistens bin ich eigentlich ganz normal.

Ich lächele, so gut ich eben kann – mein Blick geht zu ihrem Namensschild –, »Sue« beruhigend zu.

Peinlich berührt nickt sie langsam, nimmt das Rindfleisch aus der Einkaufsstüte und lässt mich dabei die ganze Zeit nicht aus den Augen, als hätte ich gerade eine geladene Waffe gezogen und nicht John und Paul aus tiefstem Herzen meine Verehrung entgegengejodelt. Ruhig bleiben. Atmen. Sie sieht aus wie ein Mann, und sie heißt Sue. Gab es da nicht einen Song ... Ach, verflixt und zugenäht. Denk jetzt bloß nicht an Johnny Cash, bleib ganz ruhig. Alles ist gut, wenn nichts weiter passiert. Atme. Denk an was anderes. Ich reiche ihr meine Kreditkarte und spüre förmlich die

Fragezeichen in der Luft hängen und höre die gedämpft gemurmelten Kommentare: »Freak.« Und: »Bekloppte.« Ich spüre, wie es in mir zu pulsieren beginnt: dieser unwiderstehliche Drang – die Erlösung, nach der mein kaputter Körper verlangt. Denk nicht dran, denk nicht dran. Ich schließe kurz die Augen und konzentriere mich auf meine Atmung. Alles gut. Solange ich nicht an dieses Lied denke, ist alles gut. Siehst du, wie schön du dich wieder beruhigst? Wenn ich nur an was anderes denke, bin ich gleich hier raus und auf dem Heimweg. Und mein Leiden ist nur noch eine Geschichte, die die amüsierten Augenzeugen genüsslich sezieren können.

»Echt jetzt?« Grinsend schaut sie rüber zu den anderen Kunden. »Melody? Sie heißen wirklich Melody?«

»Mm.«

Ich weiß. Die Ironie des Ganzen entgeht mir nicht. Etliche Psychiater, die ich aufgesucht habe, haben den Verdacht geäußert, es könne womöglich eine Verbindung bestehen zwischen meinem Unterbewusstsein und meinem »Zustand«. Ein weiteres herablassend-süffisantes »Da müssen wir jetzt wohl durch«-Grinsen ihrerseits führt mich auf gefährlich dünnes Eis, aber ich atme tapfer weiter. Denk nur daran, was es gleich zu essen gibt, und Sue ist bald nur noch eine ferne Erinnerung. Sue. Sue. Sue.

»Karte oder Cash?«

Ach, Scheißdreck.

»Mum?!«

Ich spähe durch den Duschvorhang, den Kopf noch voller Seifenschaum und durchdringend nach Äpfeln duftend.

»Ich bin unter der Dusche!«, rufe ich, woraufhin das laute Bumm-bumm, mit dem meine Tochter Rose die Treppe

hochstürmt, meinen blühenden, dampfenden Apfelhain erschüttert.

Schwungvoll wird die Tür aufgerissen.

»Warum duschst du? Es ist halb vier nachmittags.«

»Spucke«, erwidere ich und bleibe noch einen Moment unter dem brühend heißen Wasser stehen.

»Ach. Im Bus?«

»Supermarkt.«

»Autsch. Volles Programm oder bloß eine Strophe?«

Ich stelle das Wasser ab und strecke die Hand nach einem Handtuch aus. Rose reicht mir das in Veilchenlila, dem eine Wäsche auch nicht schaden könnte. Trotzdem wickele ich es mir um und trete dann auf das schiefergraue Lino-  
leum.

»Zwei.«

Zerknirscht gucke ich sie an, meinen hübschen Rot-  
schopf.

»Zwei Strophen? Das ist doch halb so wild.«

»Lieder.«

Sie zuckt merklich zusammen.

»War jemand dabei, den wir kennen?« Ich nehme mir ein weiteres Handtuch und rubbele mir damit die kurzen Haare trocken.

»Glaube nicht.«

»Warum Spucke?«

»*A Boy Named Sue*.«

»Kenne ich nicht.«

»Es geht um einen Jungen, der von seinem Vater Sue genannt wird, um ihn abzuhärten. Was nicht weiter schlimm gewesen wäre, hätte die Kassiererin nicht Sue geheißt und eine unübersehbare Oberlippenbehaarung und die offensichtliche Abneigung gehabt, sie zu entfernen.«

»Verstehe. Stil?«

»Country.«

»Ach herrje. Tanzeinlagen?«

Ich höre kurz auf, mir die Haare zu frottieren. Wie bei einem Igel stehen meine Haare in alle Richtungen vom Kopf ab. Nachdenklich kaue ich auf der Unterlippe herum, während ich an die peinliche Szene denke. Rose' Blick ist ausdruckslos. Sie überlegt wohl gerade, was sie eigentlich über Countrymusik weiß.

»O nein. Du hast doch nicht etwa, Mum? Du hast Line Dance gemacht?«

»Ich wusste nicht mal, dass ich das kann.« Ich lasse das Handtuch auf den Boden fallen. »Echt abgefahren.« Ich schnappe mir die Bürste und fahre mir energisch durch die Haare. »Ich hatte alle möglichen Schritte drauf, die ich vor hundert Jahren mal auf der Highschool gelernt habe. Ich hatte ganz vergessen, wie viel Spaß es macht, so zu tun, als würde man ein Lasso werfen. Ich habe es gegoogelt, und wie es aussieht, habe ich wohl einen Apple Jack gemacht, mehrere Ball Changes und einen Duck Walk.«

»Heiliges Kanonenrohr.«

»Du sollst nicht fluchen.«

»Heiliges Kanonenrohr« ist nicht geflucht. »Scheiße« ist geflucht.«

»Stimmt.«

Die Tür unten schlägt zu, und ein stetes, durch Kopfhörer gedämpftes Heavy-Metal-Tst-Tst-Tst ist zu hören. Mein Sohn Flynn ist nach Hause gekommen. Dann knallt noch eine Tür, und er ist in seinem Zimmer verschwunden. Erwartungsvoll schaue ich Rose an.

»Wie geht's ihm? Hast du ihn heute in der Schule gesehen?« Sie entdeckt auf einer weißen Fliese etwas, das aus-

sieht wie ein eingetrockneter Joghurtfleck, und hat plötzlich nur noch dafür Augen. »Rose?«

»Vielleicht holst du schon mal was zum Desinfizieren«, murmelt sie schließlich als Antwort. Na toll. Er hat sich schon wieder geprügelt.

An dieser Stelle würde ich gerne betonen, dass ich keine schlechte Mum bin. Bestimmt gibt es unter Ihnen Mütter, die absolut mustergültige Kinder haben, die nicht mal im Traum daran denken würden, »Scheiße« zu sagen oder eine Prügelei anzufangen. Diejenigen unter Ihnen, die – Hand aufs Herz – von sich behaupten können, dass ihre Kinder dazu erzogen wurden, alle Lebewesen gleich zu respektieren, und zweifelsfrei den Unterschied zwischen Richtig und Falsch kennen, die im Alter von zwei Jahren die »Stille Treppe« eingeführt haben, die eine Belohnungstabelle für gutes Verhalten haben und die Sonntage mit Monopoly und Disneyfilmen verbringen, gestatten Sie mir, wenn ich darf, etwas zu meiner Verteidigung vorzubringen. Meine Kinder haben Dinge durchgemacht, die die meisten Menschen erst sehr viel später erleben, und Gefühle ertragen müssen, die vielen Menschen ein Leben lang erspart bleiben. Beginnen wir mit Angst und Schrecken. Dem reinen, unverfälschten, puren Horror.

Als Rose zwei war und Flynn fünf, ist Dev – mein Mann – eines Tages mit ihnen in den Zoo in Chester gefahren. Ich selbst blieb an dem Tag zu Hause. Unsere Waschmaschine war kaputt, und ich wollte auf den Handwerker warten, der vorbeikommen sollte, um sie zu reparieren. Auf dem Nachhauseweg hielten sie kurz an, weil Dev Schmerztabletten besorgen wollte – er hatte am Abend vorher beim Rugby-Gucken ein paar Bier zu viel getrunken – und eine Cola und Chips für Flynn. Dev ließ sich von Flynn

einen Schluck Cola geben, um die Tabletten runterzuspülen, legte für Rose ein paar Kinderlieder zum Mitsingen ein, und dann fuhren sie schnell wieder los, damit Rose pünktlich zu ihrer Schlafenszeit um sieben zu Hause war. Aber sie waren nicht pünktlich zur Schlafenszeit zurück, denn um sieben Uhr wurde Flynn mit schweren Kopf- und Gesichtsverletzungen in einen Rettungshubschrauber gehoben. Dev stand da mit Rose an der Hand, die ganz durcheinander war, übermüdet und verstört – während sie mit ansehen mussten, wie Flynn auf der Krankentrage in der einsetzenden Märdämmerung abtransportiert wurde. Rose war unverletzt, sie war gut geschützt in ihrem Kindersitz gewesen, und Dev hatte nur einen kleinen Schnitt über dem rechten Auge von einer Scherbe der zerschmetterten Windschutzscheibe. Aber Flynn ... Flynn hatte sich nicht wieder angeschnallt, nachdem er Dev die Cola gegeben hatte. Und als Dev einen Wimpernschlag lang abgelenkt war, um für Rose noch mal *Twinkle Twinkle Little Star* zu spielen, hatte er die scharfe Rechtskurve vor der dicken Eiche übersehen. Er wusste nicht, dass Flynn mit über fünf- undfünfzig Stundenkilometer nach vorne katapultiert wurde, und er wusste nicht, dass sein Sohn für den Rest seines Lebens auf einem Auge blind sein und eine Narbe quer über der Wange haben würde, die er bei jeder Gelegenheit zu verstecken versuchte.

Oder wie wäre es mit Trostlosigkeit? Wie viele von Ihnen können absolut aufrichtig von sich behaupten, schon einmal im Leben vollkommen und absolut untröstlich gewesen zu sein? Wenn zum Beispiel der eigene Vater urplötzlich verschwindet. Und zwar spurlos.

Das Jahr nach dem Unfall war das schlimmste überhaupt. Dev hatte ständig Alpträume, und wir stritten uns

über die wichtigsten Kleinigkeiten. Die Kosten für Krankenhausfahrten, die Parkgebühr für den Krankenhausparkplatz, Kleinkindertrotzanfälle. Ganz gleich, was es auch war, wir haben uns gestritten. Aber es gab auch Augenblicke ausgesuchtester Seelenpein, wenn unsere Verzweiflung in unendliche Liebe umschlug, so stark, dass sie uns ganz vereinnahmte und wir uns die ganze Nacht eng umschlungen in den Armen lagen und uns Liebesbekundungen und Koseworte zuflüsterten, wieder und wieder, als könnten wir einander mit unserer Liebe wieder heil machen. Und dann war er eines Tages einfach nicht mehr da. Puff. Verschwunden. Wie Keyser Söze.

Oder nehmen wir die Scham. Stellen Sie sich vor, Sie müssten mit ansehen, wie Ihre Mum beim Elternabend *Baby Got Back* singt. Habe ich gemacht. Ich habe Rose' rundlicher Lehrerin unverblümt »mitgeteilt«, dass ich auf dicke Hintersteile stehe und es nicht verhehlen kann. Wie gesagt. Scham.

Zögerlich klopfte ich an Flynn's Tür.

»Darf ich reinkommen?«

»Nicht wenn du mir wieder auf die Eier gehst.«

»Sag nicht Eier«, erwidere ich und öffne die Tür. Er sitzt gegen das metallene Kopfende seines Bettes gelehnt, Kopfhörer in einem Ohr. Die leicht gelockten braunen Haare fallen ihm ins Gesicht, das halb dahinter verschwindet, und wie immer trägt er von Kopf bis Fuß angesagtes Schwarz.

»Lass mal sehen.« Ich stakse durch die typische Teenager-Trümmerlandschaft aus Chipstüten und Schmutzwäsche und greife nach seiner Hand. »Ach, Flynn.« Die Knöchel seiner rechten Hand sind aufgeschürft. »Was ist denn passiert?« Er zuckt die Achseln.

»Das Übliche. Rob hat mich Quasimodo genannt, und ich habe dem Wichser eine gekachelt.«



»Du sollst nicht Wichser sagen.«

»Okay. Ich habe ihm eine verpasst, dem Arsch.« Ich schüttelte den Kopf, und ein kleines Lächeln huscht über sein Gesicht.

»Ich habe im Asda Line Dance gemacht.«

»Cool.«

»Ich hab 'ne richtige Nummer abgezogen.«

»Das klingt irgendwie komisch.«

»Geschoben?«

»Mum, das ist ja noch viel schlimmer.«

»MUUUUUUUUUUM!« Wir drehen uns beide um. Rose stürmt mit wehenden flammend roten Haaren ins Zimmer.

»Ich war auf der Webseite und habe jemanden gefunden, der auf Dads Beschreibung passt!«

»Rose«, unterbreche ich sie. Wir haben das alles schon unzählige Male durchgemacht: die Hoffnung, die Zuversicht, die Sehnsucht, das Irreparable irgendwie doch noch reparieren zu können. »Beruhige dich, denk daran, es gibt viele Menschen, die auf Dads Beschreibung passen.«

»Aber diesmal ist es anders.«

Wie soll ich es ihnen sagen? Wie soll ich ihnen sagen, dass Dev nicht wiederkommt? Dass er tot ist? Wo ich doch der einzige Mensch bin, der das weiß.

## 2

# Rose

*21. Februar*

Also gut, ich habe beschlossen, Tagebuch zu führen. Ist es okay, wenn ich einfach mitten im Monat anfangen? Denke schon. Schließlich bin ich die Einzige, die es liest. Meine »Vertrauenslehrerin« meinte, das könnte helfen, meine Gedanken zu sortieren, und ein Versuch kann ja nicht schaden. Ich verstehe nicht, warum Mum nicht viel aufgeregter ist. Ich weiß, wir haben schon öfter gedacht, wir hätten Dad gefunden, aber diesmal ist es anders.

Megan versteht zwar, dass ich meinen Dad ausfindig machen will (sollte sie auch, schließlich sind wir beste Freundinnen, seit wir beide drei Jahre alt waren), aber ich weiß, dass sie mich komisch findet, und ich kann das gut nachvollziehen. Während die meisten anderen aus unserer Klasse in den Pausen auf Instagram sind, gehe ich auf [www.mymissingfamily.co.uk](http://www.mymissingfamily.co.uk), wo man vermisste Familienangehörige suchen kann. Und ich verstehe das. Wirklich. Ich habe gehört, wie Becca Grimstone Ben Stone (der immer in der Nase bohrt und seine eigenen Popel frisst, wenn er denkt, dass niemand es sieht – Igitt!) gesagt hat, ich wäre ein rothaariger Freak mit einem morbiden Faible für tote

Menschen. Blöde Kuh. Mum meint, dass Menschen, die schlimme Sachen über andere sagen, eigentlich nur neidisch sind. Ja, genau. Ich bin mir sicher, dass Becca, die jetzt schon C-Körbchen trägt, ein perfektes Gesicht hat und zu den Coolsten in der ganzen Klasse gehört, total neidisch auf mich ist. Ich habe rote Haare und bin klüger als alle anderen in der Klasse. Das soll jetzt nicht eingebildet klingen, ist aber so ... Meine Mathelehrerin hat beim letzten Elternabend geheult und gesagt, sie hat das Gefühl, bei mir »zu versagen«, weil sie mir keine anspruchsvolleren Aufgaben stellt. Was die Förderung begabter Schüler angeht, muss die Regierung sich viele Fragen gefallen lassen. Mrs Turners emotionale Stabilität hängt an einem seidenen Faden, wenn man mich fragt, und ICH bin diejenige, die zur psychologischen Beratung geht?! Mum hat viel Verständnis geäußert für sie und die enorme »Belastung«, der sie hier tagtäglich ausgesetzt ist. Sprich, sie hat *Nine to Five* von Dolly irgendwas gesungen. Ein Glück, dass wir nach dem *Baby-Got-Back*-Zwischenfall sowieso einen Privattermin bekommen hatten. Außer der Lehrerin war also niemand da, der es mitbekommen hätte. Über was habe ich gerade gesprochen? Ach ja, außerdem bin ich auch noch die Schwester des – wie er selbst sagt – asozialsten Jungen der Schule. UND Becca weiß, dass Dad abgehauen ist, und meine Mum ... na ja, lassen wir das einfach, ja?

Die Nächte werden immer schlimmer. Wie sollen wir ihr erklären, dass wir nicht so übermüdet sind, weil wir die ganze Nacht auf unseren Tablets rumdaddeln, sondern weil sie uns jede Nacht mit dem Soundtrack ihrer Träume den Schlaf raubt? Nehmen wir letzte Nacht. Erst fing es ganz leise an mit *Shake it off*. Vielleicht wollte sie den ganzen beschissenen Tag einfach abschütteln mit dem Song.

Swiftly gehört nicht unbedingt zu meinen Lieblingssängerinnen, vor allem nicht um halb zwei morgens. Manchmal sind es auch nur Songfetzen, die einander genauso schnell abwechseln wie ihre Träume. Wenn sie Alpträume hat, schmettert sie immer *Wake Me Up Before You Go-Go*, als wollte sie, dass wir sie aufwecken. Am schlimmsten ist es aber, wenn sie wieder und wieder dasselbe Lied singt. Wie letzte Nacht. Zwischen zwei und fünf hat sie ununterbrochen *Don't Stop Believin* gegröht. Da bin ich fast vom Glauben abgefallen. Dreimal sind mein Bruder und ich uns auf dem Treppenabsatz begegnet, mit verstrubbelten Haaren und entnervt vor uns hin murmelnd. Mittlerweile ist das schon fast Alltag geworden, und wir versuchen, sie möglichst unauffällig gerade so viel zu stören, dass sie aufschreckt und endlich die Klappe hält. Wenn einer von uns am nächsten Tag eine Arbeit schreiben muss oder so, schlafen wir abwechselnd unten auf dem Sofa. Funktioniert eigentlich ganz gut, aber dann müssen wir uns den Wecker auf halb sieben stellen, damit wir vor Mum wach sind.

Als die nächtliche Singerei anfang, hat Flynn Mum erzählt, er sei zu müde, um in die Schule zu gehen, weil sie die ganze Nacht so laut *Sweet Dreams (Are Made of This)* gesungen hat, was ihm die süßen Träume gründlich verleidet hat. Mum war so durch den Wind, dass sie den ganzen Morgen nur noch geheult hat und so stinkwütend auf sich wurde, dass sie sich in einen Eminem-Mashup reingesteigert hat. Wirklich sehr unschön. Wenn sie die Songs nicht kennt, macht es das nur noch schlimmer. Denn dann denkt sie sich den Text dazu einfach aus. Und weil sie nicht gerade der größte Eminem-Fan ist, war der Text so verdreht und falsch, dass sie klang wie eine mittelalte Gangsta-Mum mit Tourettesyndrom.

Egal, zurück zu Dad. Es scheint vielleicht komisch, dass ich so besessen davon bin, ihn aufzuspüren, obwohl ich mich kaum an ihn erinnern kann. Aber irgendwie eben doch. Ich habe das unbestimmte Gefühl, ihn zu kennen. Mum redet ständig über ihn, und es gibt Videos von ihm, die ich bestimmt schon hundert Mal gesehen habe. In denen sieht Mum ganz anders aus. Sie hat die Fingernägel immer tiefrot lackiert und hat lange Haare (fast bis zum Po), die sie ständig über die Schulter wirft, und ist sehr hübsch. Hübsch ist sie eigentlich immer noch, auch mit dem asymmetrischen Bob, den sie jetzt trägt. Sie ist so anders als Megans Mum mit ihrer Fake-Sonnenstudiobräune und den Markenklamotten. Mum wirkt immer natürlich und trotzdem hübsch. Ihr Make-up ist sehr dezent, und sie hat eine seltsame Augenfarbe, irgendwas zwischen Grün und Grau, und ihre Augen stehen weit auseinander, ein bisschen wie bei einem Alien, aber es sieht interessant aus. Und Dad sieht auch nicht schlecht aus, würde ich sagen. Er hat so ein Grübchen am Kinn. Mum hat immer gesagt, er hat ein Poritzenkinn. Er hatte schulterlange rotbraune (das schreibt Mum jedenfalls immer in die Vermisstenanzeigen) lockige Haare. Von seinen Haaren hat Mum jedes Mal geschwärmt, wenn ich in den Vermisstenanzeigen gestöbert habe, die sie alle aufgehoben hat. Ernsthaft, sie hat so altmodische Aktenschränke in der Garage, vollgestopft mit Formularen und Berichten und allem. Echt abgefahrenes Zeug. Er war ziemlich groß, über eins zweiundachtzig, und schlank.

Sie waren schockverliebt. Mum und Dad. Das sieht man in den Videos. Immer hat er sie zum Lachen gebracht, und STÄNDIG haben sie sich berührt. Nicht eklig, nur so, Händchen halten oder eine Hand aufs Knie legen oder über

den Arm streichen. So was halt. UND sie haben andauernd getanzt. Gran meinte, als er damals verschwunden ist, hat Mum monatelang ununterbrochen nach ihm gesucht. Sie war in jeder Vermisstenstelle und hat sogar einen Privatdetektiv angeheuert. Gran hat erzählt, die Polizei war irgendwann ziemlich genervt, weil sie mindestens zweimal am Tag angerufen hat, um sich zu erkundigen, ob sie ihn endlich gefunden haben. Sie wollte und wollte nicht aufgeben. Ich weiß noch, wie sie mich damals, ich muss wohl sechs gewesen sein, in meinen Kindersitz geschnallt hat und eine gefühlte Ewigkeit mit uns nach London gegurkt ist, um bei den Obdachlosen nach ihm zu suchen. Ich weiß noch, dass ich ein bisschen Angst hatte. Vor Mum genauso wie vor den Obdachlosen. Und dann hörte es auf. Schlagartig. Als hätte sie alle Hoffnung aufgegeben. Weshalb ich nicht verstehe, warum sie jetzt so gleichgültig ist. Er hatte an der linken Schulter eine Tätowierung mit drei Schwalben, die für uns drei standen, wie Mum uns erklärt hat ... und dieser Mann – der auf [missingfamily.co.uk](http://missingfamily.co.uk) – hat genauso ein Tattoo.

Aber egal. Das reicht für heute Abend, morgen muss ich im Netz bei Shoehome nach neuen Schulschuhen suchen. Mum will mit mir in den Schuhladen gehen (Horror!), und ich möchte einfach nur rein und raus, bevor sie wieder total gestresst ist und anfängt, *The Hills Are Alive* aus *The Sound of Music* zu singen, so wie beim letzten Mal.

### 3

## Melody

»Halbschuhe? Sind die nicht ein bisschen ... du weißt schon ... altmodisch?« Innerlich winde ich mich unter dem vernichtenden Blick meiner Tochter. Ich muss auf unerfindliche Weise als Mutter versagt haben ... mal wieder.

Erinnern Sie sich noch an einen dieser wundersamen Augenblicke, wenn etwas eigentlich vollkommen Belangloses – wie ein kleiner rosa Streifen – einen anlächelt? Dieser schmale rosa Streifen, der von Bedeutsamem kündigt, das erst langsam ins Bewusstsein sickert. Ein Puzzlespiel aus Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ein Universum elektrischer Leitungen, die Gedanken und Gefühle miteinander verschmelzen, während das Bild dieses winzig kleinen Dings einen vollkommen verschluckt. Der Verstand ist nur noch eine einzige Kollage aus winzigen Fingerchen, winzigen Zehen, winzigen Härchen, winzigen Problemchen, die unaufhaltsam immer weiterwachsen, während man selbst – und die Welt um einen herum – sich ausdehnt und man sich fragt, ob man je stark genug sein wird, diese unendliche, überwältigende Liebe auszuhalten. Wehmütig lasse ich die Erinnerung vorüberziehen, während die kleine rosa Linie sich die Haare zurückstreicht,

sie zu einem Knoten zusammendreh und entnervt aufseufzt.

»Können wir die einfach nehmen und wieder gehen? Das sind die Einzigen im ganzen Laden, die mir gefallen«, erklärt sie, während ich mich bücke und die schwarzen Lederschuhe begutachte, die denen, die ihr mittlerweile zu klein geworden sind, verblüffend ähneln. Ich richte mich wieder auf und sehe, wie sie sich unauffällig umschaute und die Umgebung nach potentiellen Bedrohungen absucht – allerdings nicht etwa in Form von fremden Männern im Trenchcoat oder Taschendieben, oh nein. Meine kleine rote Rose schätzt die Gefahrenlage ab und überlegt, wie sie unerkannt entkommen kann. Die Gefahr bin ich: eine ständige Bedrohung ihrer heiligen Anonymität.

Langsam entfaltet sich die aufgedrehte Knospe, und das Samenkorn bricht auf. Sie pocht in meinem Magen und reckt sich den Strahlen meiner nervösen Anspannung entgegen, und da geht mir auf, weshalb Rose sich so unerwartet schnell für ein bestimmtes Paar Schuhe entschieden hat: Sie hat sie längst ausgesucht. Ich höre ein Kirchenorgel-Intro durch meinen Körper wummern und muss einsehen, dass es längst zu spät ist. Panisch schaue ich Rose an, und sie wird kreidebleich. Sie weiß, was jetzt kommt.

»Oh nein, Mum, nicht jetzt.« Hilflös muss ich mit ansehen, wie meine blühende rote Rose erblasst. Ihr Blick geht zu dem Grüppchen Jugendlicher, das vor der Ladentür steht und sich gegenseitig anstupst.

Lauf, lauf, LAUF. Ich sage mir das Wort ein paar Mal stumm vor, bevor der Stängel seine Dornen in mein Unterbewusstsein stechen kann.

»Lauf.« Erleichtert spucke ich das Wort aus, um dann den Mund wieder fest zusammenzupressen, durch die



Nase einzuatmen und krampfhaft zu versuchen, die Luft durch den Mund auszupusten, die Lippen wie zum Pfeifen gespitzt, und mich irgendwie wieder zu beruhigen. Aber es hat alles keinen Zweck. Ich höre die letzten Takte des Intros. Rose lässt die Haare über die Schulter fallen, um ihr Gesicht zu verbergen, während sie nach ihrem Jeansrucksack greift und ihn sich über die Schulter wirft.

»Und wanderteeeeen ... in jener Zeit,  
Seine Füße frei durch die-ses Land ...«

Meine Stimme posaut die Worte heraus und verschafft mir köstliche Erleichterung, nur getrübt von dem peinlich berührten, entsetzten Blick auf dem Gesicht meiner Tochter, in dem sich, als sie kurz über die Schulter zurückschaut, Schreck, Mitleid und brennende Scham spiegeln. Währenddessen stehe ich kerzengerade da, in der Hand noch den schwarzen Mädchenschuh – den ich jetzt wie einen Taktstock schwingen und mit dem ich munter hin und her wedeln wie der Dirigent in einem Harry-Potter-Film. Mit der freien Hand male ich sachte liegende Achten in die Luft, Daumen und Zeigefinger zusammengelegt, um – wie mein Unterbewusstsein wohl meint – an dieser Stelle die Streicher einzuführen.

»Und ward das heil-ge Gotteslamm  
Auf Englands Weiden je erkannt?«

Meine Unterlippe fängt an zu zittern, als ich mit ansehen muss, unter welchen Seelenqualen meine kleine Rose mit langen Schritten zum Ausgang rennt, wo die anderen Jugendlichen zusammenstehen.

»Und schien uns Got-tes An-ge-sicht,  
Wie Sonnenlicht, so hell und klar?«

Ein Rippenstoß, ein Kichern und allgemeines Köpferecken.

»Ward hier Jerusalem erbaut?  
Inmitten dieses finst'ren Tals?«

Als ich gesanglich meinen Bogen aus brennendem Gold gespannt und die Pfeile meiner Begier aus dem Köcher geholt hatte, war Rose schon beinahe aus dem Laden. Bittere Tränen liefen mir über das Gesicht, während ich meinen Lackledertaktstock schwinde und immer mehr Orchesterinstrumente einsetze.

»Nicht kampfesmüüüüde will ich sein,  
Das Schwert beeeereit in meiner Hand!«

Ich bemerke den Jungen, mit dem Rose seit der Kita in eine Klasse geht. Er hat ihr den Spitznamen »Goldfisch« verpasst, der sich – natürlich – auf ihre flammend goldroten Haare und die vollen Lippen bezieht. Pikiert muss ich feststellen, dass aus ihm ein ansehnlicher junger Mann geworden ist: schiefes Grinsen, strahlend blaue Augen und so eine perfekt frisierte Tolle, wie sie momentan anscheinend angesagt sind. Breit grinsend guckt er sie an und versetzt seinem nicht ganz so gut aussehenden, pickligen Kumpel einen Stoß in die Rippen.

Rose rückt ihren Rucksack zurecht und drückt sich mit eingezogenem Kopf an ihnen vorbei, vorbei an den heruntergesetzten schwarzen Plastikpumps, und ist schon fast zur Tür hinaus.

»Bis ich gebauuuuuut ...«

Ich kneife die Augen zusammen.

»Je-ru-sa-lem!«

Arm nach hinten.

»In Englands grüüüünem, schöö-neeem Land.«

Und mit dem letzten gut gesetzten Ton schleudere ich meinen Taktstock gezielt quer durch den Laden, vorbei an den nachgemachten Designerstiefeln, wo er zwischen zwei blitzenden, staunend aufgerissenen strahlend blauen Augen landet.

Mit der Grandezza eines wahren Maestro verbeuge ich mich, ernte dafür aber leider keinen Rosenregen, sondern nur einen hasserfüllten Blick von meiner Teenie-Tochter, die sich grob den Weg durch die Jugendlichen freirempelt und kopfüber in der Flut der samstäglichem Einkäufer untertaucht.

Samstagabend, und was mache ich? Ich sitze in meinem Schlafzimmer, in einem alten Fleece-Pyjama mit Scooby-Doo-Muster, trinke Tee und spiele an meinem Laptop herum. Ich doppelklicke auf die Information, die Rose in helle Aufregung versetzt hat, und starre ein weiteres Mal auf die Angaben.

*Geschlecht:* männlich

*Alter:* 30-40

*Hautfarbe:* weiß

*Größe:* 1,88 m, schlank

*Gesicht:* am 20.02.16 um 16 Uhr vor dem Einkaufszentrum in Taunton zusammengebrochen. Später aus Musgrove Park Hospital verschwunden. Angeblicher Name: Tom. Trug ein nicht näher bezeichnetes silbernes Armband.

*Haare:* dunkel, kurz, etwa 2 cm lang

*Augenfarbe:* grün

*Besondere Kennzeichen:* Tätowierung – linkes Schulterblatt – 3 Schwalben, dunkelblau schraffiert

*Bekleidung:* graue Wollmütze – graue, dunkelbraune Jacke mit Logo auf der rechten Brust, grün kariertes Hemd, dunkelbraune, saubere Jeans, braune Boots

*Persönliche Gegenstände:* Ein Zehn-Pfund-Schein, 2 Zweipfund-Scheine.

20.02.16, Polizei von Avon and Somerset.

Die Augenfarbe ist verkehrt, das kann er nicht sein ... wobei, wenn er sehr müde war oder geweint hatte, waren sie eher meergrün als graublau. Graublau. Ich bin es gewohnt, ihn so zu beschreiben. Wie frustrierend es ist, ein Formular nach dem anderen ausfüllen zu müssen, immer und immer wieder. Man kann ja nicht schreiben, die Augen des geliebten Menschen ähneln der Farbe des Meers an der walisischen Küste an einem schönen Sommertag oder bekommen Lachfältchen an den Seiten, wenn er dich ins Zimmer kommen sieht, oder dass er sie immer halb zumacht, wenn er was Leckeres isst, oder dass sie feucht werden, sobald jemand King Kong erwähnt. Graublau. Ich kratze mich am Hinterkopf und frage mich, wo zum Kuckuck Taunton wohl liegt, als es an meine Tür klopft. Was mache ich hier bloß? Er ist tot. Aber trotzdem spüre ich das vertraute Zie-

hen im Herzen, die Hoffnung, die sich wie ein Seil darumlegt und an dem ich so lange gehangen habe, dass es mich meine Freunde gekostet hat und letztendlich, zumindest kurzzeitig, sogar meinen gesunden Menschenverstand. An diesem Seil habe ich gebaumelt, schlaflos und ruhelos, es zog mich in die düstere, trostlose Welt aus Vermissten, Genehmigungsschreiben und Tagen mit vergessenen Turnbeutel und liegen gebliebenen Lunchboxen. Viele Bekannte, hauptsächlich die Eltern von Flynns Freunden, distanziereten sich immer mehr, je ungepflegter und unberechenbarer ich wurde.

Die engen Freunde, Freundinnen, mit denen ich mich das erste Mal betrunken habe – mit Tia Maria, den wir Paulines Oma geklaut hatten –, Freundinnen, denen ich von meinem ersten Kuss und meinem ersten Liebeskummer erzählt und mit denen ich nervös auf die Zeugnisnoten geguckt habe, hielten zu mir, aber sowohl Pauline als auch Emily leben inzwischen am anderen Ende der Insel und haben nicht so hautnah miterlebt, was zwischenzeitlich aus mir geworden war.

Trotzdem blieben wir in Kontakt und schrieben uns regelmäßig Nachrichten: *Hoffe, es ist alles okay. Ben macht gerade die ersten Schritte. Ich bin wieder schwanger. Wir müssen uns bald mal wieder treffen. Ach herrje, echt? Alles okay? Lasst uns demnächst unbedingt treffen ...* Und das haben wir dann gemacht. Wir haben uns zum Essen getroffen und zu ein paar Drinks. Aber ich war so aufgeregt, weil wir uns so lange nicht gesehen hatten, dass ich die gesamte Titelmelodie von *Friends* geträllert habe, noch während wir an der Bar saßen und unseren Aperitif tranken. Pauline hatte immer schon Probleme mit ihrem Gewicht, und ehe ich mich versah, fing ich an, *Fat Bottomed Girls* von Queen zu schmettern, die

Hymne auf füllige Frauen. Sie bemühte sich, so zu tun, als machte es ihr nichts aus, aber als ich dann auch noch *Whole Lotta Rosie* anstimmte, was in dieselbe Kerbe schlug, wusste ich, es wäre besser, schleunigst zu gehen. Es war ihnen gegenüber einfach nicht fair. Ich konnte es schon kaum ertragen, wie sie sich peinlich berührt in der Bar umschaute. Aber viel schlimmer war, dass ich es nicht ertragen konnte, meine besten Freundinnen derart zu kränken. Ich wusste, dass es das Beste wäre, wenn wir uns nicht mehr sahen, also reagierte ich nicht mehr auf ihre Nachrichten und nannte sie auch nicht mehr meine Freundinnen.

»Mum?«

Ich klappe den Laptop zu und schiebe ihn hastig unter das Bett.

»Komm rein. Wieso bist du denn noch auf, Flynn? Es ist halb zwölf.«

»Du hast ... öhm ...« Er macht eine Kopfbewegung in meine Richtung, und ich runzele fragend die Stirn.

»Was?«

Da erst merke ich, dass ich eine trockene Kehle habe und mir der Hals wehtut. Ich habe wieder gesungen. Das kommt manchmal vor. Dann bin ich so abgelenkt, dass ich es nicht merke. Wie kann man so was nicht merken?, höre ich Sie fragen. Eigentlich ganz einfach. Es ist genau wie bei einem Ohrwurm. Denken Sie nur an das Lied von Kylie Minogue, *Can't Get You Out of My Head*. Hören Sie es schon, mit allem Tamtam und Tschingarassabumm? Gut. Und nun achten Sie mal darauf, Sie sitzen immer noch entspannt da, atmen stetig ein und aus. Ich vermute, Sie haben in der Zwischenzeit ein paar Mal geblinzelt, stimmt's? Sehen Sie? Es ist ganz leicht, weiter zu funktionieren, selbst wenn irgendwo im Hippocampus ein Kylie-Roboter singt und

tanzt. Sie hören es, es nervt, aber Sie funktionieren immer noch, den ganzen lieben langen Tag, ohne dass irgendwer um Sie herum etwas davon mitbekommt. Bei mir ist es genauso, nur dass ich laut mitsinge. Blöde Kylie. Jetzt kriege ich die auch nicht mehr aus dem Kopf.

»Entschuldigung. Ich mache mir mal einen Kamillenteetee.« Ich strecke mich und lächle meinen Jungen an. »Alles okay?« Er zuckt die Schultern, lehnt sich gegen den Türrahmen und kaut am Daumennagel. Ich lege den Kopf schief und klopfe neben mir auf das Laken. Ungelenk schleicht er zu mir rüber und lässt sich in einem Durcheinander aus spitzen Ellbogen, hüpfendem Adamsapfel und Axe-Wolke aufs Bett fallen.

»Was ist los?«

»Ich ...«, setzt er an, und seine tiefe Stimmbruchstimme hat Schwierigkeiten, den Satz herauszubringen, »wir ... ähm ... wir müssen am Montagmorgen zu einem Termin in der Schule.«

»Okay.«

»Das wird sicher unangenehm, also solltest du vielleicht ... du weißt schon, was von dem Zeug nehmen.«

Mit »dem Zeug« meint er meine »Medikamente«. Ich experimentiere mit verschiedenen angstlösenden Wirkstoffen. Bisher habe ich es mit Selleriesaat, Mutterkraut und Baldrian versucht, um nur ein paar zu nennen. Die harten Sachen vom Arzt nehme ich schon lange nicht mehr. Wenn ich das Zeug genommen habe, war ich dauerabwesend, immer kurz vorm Einschlafen und immer nur dabei, nie mittendrin im Leben. Manchmal nehme ich ein paar Rescue-Tropfen, wenn ich vorher weiß, dass es stressig werden könnte. Das scheint zu helfen. Als ich das letzte Mal beim Gasanbieter anrufen musste, habe ich nur den Anfang von

*Jumping Jack Flash* gesungen und nicht *You're the One That I Want*, mit dem ich die Elektrizitätswerke bei meinem letzten Anruf beglückt habe.

»Okay. Wäre es dir lieber, wenn wir das telefonisch machen?«

»Nö, ist mir ziemlich Latte. Weißt du doch.« Er grinst mich schief an. »Ich bin sowieso schon ein Freak. Wenn überhaupt, dann bist du die Bekloppte, neben der ich noch relativ normal wirke.« Ich boxe ihn leicht, und er rappelt sich auf.

»Neulich hat mich dein neuer Vertrauenslehrer angerufen. Er meinte, er könnte dir dabei helfen, dass du ein bisschen runterkommst. Ist es deswegen?« Er zuckt die Achseln – um dann schnell das Thema zu wechseln.

»Ach ja, Gran hat sich vorhin gemeldet. Wollte, dass du sie zurückrufst, weil sie sich nicht entscheiden kann, ob sie die rot karierten Gardinen aufhängen soll oder die ...« Er guckt hoch und kann sich wohl nicht mehr erinnern, was die andere Alternative gewesen wäre. »Grün? Nein. Lila? Weiß auch nicht. Jedenfalls irgend so was.«

Meine Mum und ich könnten gegensätzlicher nicht sein. Ihr Haus ist immer wie geleck, meins chaotisch. Sie hat Dutzende Freunde, ich überhaupt keine. Sie läuft, ich sitze. Ihr Leben hat sich immer schon um sie gedreht; selbst als ich noch klein war, waren Mums Bedürfnisse immer wichtiger als meine. Sie war – *ist* – keine schlechte Mutter. Ich hatte immer saubere Klamotten und Schuhe von Clarks. Ich war höflich. Ich habe mich geliebt gefühlt, hatte nie das Gefühl, dass sie nicht für mich da ist, und habe mich immer geborgen und sicher gefühlt. Aber. Bei meiner ersten Schultheateraufführung half Mum einer Freundin beim Umzug. Als ich den ersten Liebeskummer hatte, musste Mum unbe-



dingt zur Neueröffnung einer Bibliothek, und überhaupt, das wird schon wieder, andere Mütter haben auch schöne Söhne. Meine Verlobungsfeier, natürlich komme ich vorbei, aber ich habe Reverend Daniel versprochen, ihm ausgerechnet an dem Abend beim Bingo zu helfen. Sie liebt mich, aber es ist, als sei ein Kind zu bekommen nur ein Punkt auf der To-do-Liste ihres Lebens gewesen, den sie nach mir dann abhaken konnte. Verlässlichen älteren Mann finden – abgehakt. Kind bekommen – abgehakt. Mitglied beim Women's Institute werden – abgehakt.

Mein Dad war weit über fünfzig, als sie mich bekamen. Ich erinnere mich kaum noch an ihn, abgesehen von einem eher nichtssagenden, langweiligen Mann, der immer leicht enttäuscht wirkte vom Leben. Irgendwann wurde er dement und verschwand aus meinem Leben und kam in ein Pflegeheim. Ich kann nicht behaupten, dass ich das als besonders dramatisch empfunden habe. Ich hatte vielmehr das Gefühl, für ihn war ich so was wie ein Haustier. Ein kurzes Tätscheln auf den Kopf, wenn ich brav war, ein böser Blick, wenn ich ihm auf die Nerven ging.

Nur in einem sind Mum und ich uns einig, und das sind meine Kinder. Flynn und Rose sind ihre Engel. Geburtstags- und Weihnachtsgeschenke sind immer sehr liebevoll ausgewählt und passen perfekt. Sie verwöhnt die beiden nach Strich und Faden und entschuldigt jegliches schlechtes Verhalten, das sie stattdessen wahlweise der Schule anlastet, dem Schlafmangel oder dem Wetter. Und die beiden lieben sie genauso abgöttisch. Stundenlang spielen sie zusammen Karten oder puzzeln, was meine Mum mit mir nie gemacht hat, und alle drei halten zusammen wie Pech und Schwefel.

Nach einer gemeinschaftlich geleerten Flasche Wein ge-

stand sie mir eines Abends: »Mit Enkelkindern ist es ganz anders, weißt du? Wenn man Fehler macht, ist es halb so wild, weil sie nach dem Wochenende wieder nach Hause gehen.« Manchmal frage ich mich, ob sie solchen Bammel davor hatte, nicht die perfekte Mutter zu sein, dass sie deshalb keine perfekte Mutter *war*.

»Okay, dann rufe ich morgen da an.« Ich lächele ihm zu, als er zur Tür rausgeht und sie leise hinter sich schließt.

»Mrs King?« Der kinnlose Schuldirektor Mr Smythe begrüßt mich mit einem laschen Händedruck. Ehrlich jetzt, das ist alles?, hätte ich ihn am liebsten gefragt. Wenn ein Fisch einem die Hand geben würde, dann würde es sich so ungefähr anfühlen. Wie schwer kann es bitte sein, seinem Gegenüber die Hand zu geben? Und nicht nur, dass dieser lasche Händedruck sich anfühlt wie welker Spinat, so ein untertäniger, feuchter Handschlag ist bestimmt auch keine gute Referenz für einen Mann, in dessen klammen Händen die Verantwortung für die schulische Bildung unserer Kinder gelegt wurde. Ich setze ein falsches Lächeln auf und schaue ihm in die glasigen, dumm glotzenden Augen und merke, dass er irgendwie ein richtiges Fischgesicht hat. Der schlaffe Mund steht offen, und die ausdruckslosen Augen stehen so weit auseinander, dass sie ihm etwas Froschartiges verleihen. Ich ziehe meine Hand aus seiner klammen Flosse und wende mich dem anderen Mann zu, der wohl der Klassenleiter sein muss. Mr Greene ergreift meine Hand und schüttelt sie energisch. Ein Handschlag, der mich für ihn einnehmen soll, der sagt: »Hey, altes Haus, lange nicht gesehen.« Aber ich bin nicht sein altes Haus und will es auch nicht sein. Er ist groß, drahtig und hat gelbe Schweißflecken unter den Achseln des blau karierten

Hemds. Ich schaue mich in dem graublauen Raum um und gehe rüber zu den beiden Stühlen, die vor einem selbst zusammengebauten Schreibtisch in Birke Natur stehen.

»Nehmen Sie doch bitte Platz«, sagt er. Flynn ist das ganze förmliche Begrüßungsritual schnuppe. Er seufzt, als er seinen schlaksigen Körper in den Stuhl neben mir faltet. »Also«, beginnt Mr Greene und stellt sich kurz auf die Zehenspitzen, die Hände in den Hosentaschen, bevor er sich neben Fischgesicht setzt, und ich frage mich, wer von den beiden hier eigentlich das Sagen hat.

»Also«, entgegne ich schmallippig.

»Sie wissen sicher, weshalb wir Sie hergebeten haben. Es geht um Flynns Verhalten.« Ich höre es leise klicken, als die Tür hinter mir aufgeht und wieder geschlossen wird und eine weitere Person den Raum betritt. Es macht mich ganz kirre, dass jemand zu unserem kleinen Tête-à-Tête gestoßen ist, den ich nicht sehen kann.

Ich muss an die »Quasimodo«-Hänseleien denken und schürze die Lippen.

»Flynns Verhalten?«, frage ich mit hochgezogenen Augenbrauen.

»Ich weiß ja nicht, ob Sie es wussten, Mrs King, aber Ihr Sohn hat einen unserer herausragenden Schüler attackiert.«

»Herausragenden Schüler?«, frage ich verdutzt.

»Ja. Rob Hunt. Er ist einer unserer verlässlichsten Schüler.«

»Verlässlich?«

»Ja. Er hat eine außergewöhnlich verheißungsvolle Zukunft vor sich, und leider ... könnte das aggressive Verhalten Ihres Sohnes ihm gegenüber seine Chancen geschmälert haben, für den nächsten Star-Wars-Film ausgewählt zu werden.«

»Wie bitte?« Ich merke, wie mein ganzer Körper zu vibrieren beginnt und eine einzige Raserei aus Crescendos, Powerballaden und Aerobic-Melodien in mir explodiert. Jazz und Blues-Fetzen schießen mir durch den Kopf und verklingen wieder, weil mein Gehirn einfach keine Note an die andere hängen kann.

»Star Wars?« Ich lege den Kopf schief. »Star Wars?«, wiederhole ich, ein bisschen aggressiver diesmal. Mr Greene ist aufgestanden und wippt wieder auf den Fußballen, und Fischgesicht sitzt da und blinzelt.

»Ein Film von George Lucas«, erklärt er.

»Disney, wenn man's genau nimmt«, korrigiert die körperlose Stimme ihn hinter mir. Zu wütend, den Blick von Greene loszureißen, beteilige ich mich nicht an dieser Diskussion.

»Sie haben mich hergebenen, weil Sie mit mir darüber reden wollen, dass mein Sohn jemandem die Chance vermasselt haben könnte, ein Stormtrooper zu werden?«

»Für einen Stormtrooper ist er zu klein«, mischt Flynn sich ein.

»Stimmt«, bestätigt die Stimme. Flynn kichert schadenfroh.

»Können wir bitte aufhören, über Stormtrooper zu reden?«, frage ich leicht hysterisch.

»Mrs King. Tatsache ist, Ihrem Sohn«, Greene bedenkt mich mit einem herablassenden Blick, »scheint es an den nötigen grundlegenden Fähigkeiten zu mangeln, die es ihm ermöglichen, den Unterschied zwischen Richtig und Falsch klar zu erkennen.«

»Tja, er ist ja auch auf einem Auge blind«, wirft die körperlose Stimme hinter mir ein. Verdattert sehe ich, wie Flynn die Hand über die linke Schulter hebt und sich mit

dem anderen, der hinter uns steht, abklatscht. Die Geste ist so lässig, so selbstverständlich, dass ich baff bin. Diese Seite meines Sohnes kenne ich überhaupt nicht. Fischgesicht und Greene gucken sich wieder entnervt und ziemlich unentspannt an.

Angespornt von diesem neu entdeckten Selbstbewusstsein bei Flynn, klammere ich mich an das kleine Fitzelchen Kontrolle, das ich noch habe, bevor das melodische Durcheinander in meinem Kopf einen Fuß in die Tür bekommt.

»Mr Greene, ich sage Ihnen jetzt mal was über das Verhalten meines Sohnes.«

Wieder dieser herablassende Blick. Was stimmt bloß nicht mit dem Kerl? »Fangen wir doch einfach morgens an ... Sein Tag beginnt damit, dass er sich Vaseline auf die Narbe im Gesicht schmiert, um den Spannungsschmerz ein bisschen zu lindern, der über Nacht schlimmer geworden ist. Gefolgt von der aufwendigen Prozedur, sich die Haare so zu frisieren, dass sie über die linke Gesichtshälfte fallen und sie, so gut es geht, verdecken. Und dann sein Verhalten nach der Schule: Er hilft beim Rasenmähen, spült das Geschirr oder repariert Sachen, an die ich nicht drankomme, weil er gezwungenermaßen der Mann im Haus ist. Und wie hat er sich verhalten, als seine Mutter vor versammelter Klasse spontan *I Bet You Look Good on the Dancefloor* von den Arctic Monkeys zum Besten gegeben hat?«

»Cooler Song«, bemerkt die körperlose Stimme. Ich rede unbeirrt weiter.

»Er ist nicht etwa vor Scham gestorben und hat mich bitterböse angestarrt und sich gewünscht, der Boden würde sich auftun und mich verschlucken. Nein, er hat gelächelt und gewunken, obwohl seine Mitschüler ihn laut ausgelacht und sich über ihn lustig gemacht haben. Oder was ist

beispielsweise mit dem unschönen Zwischenfall, als er mit gerade mal dreizehn Jahren den Krankenwagen rufen und seine bewusstlose Mutter in die stabile Seitenlage bringen musste?»

»Mum ...« Ich hebe die Hand, Flynn soll sich nicht einmischen.

»Sie erwähnten Ihren ›herausragenden Schüler‹? Mein Sohn hat bisher acht Operationen über sich ergehen lassen müssen. Acht. Sein Augapfel ist in die Augenhöhle gedrückt worden. Er hat einen gebrochenen Wangenknochen überlebt sowie tiefe Schnittwunden und großflächige Narben. Hatten Sie schon mal eine Narbe, die so schlimm ge- juckt hat, dass Sie sich die eigene Haut vom Leib ziehen wollten, Mr Greene?»

»Nein.«

»Mein Sohn war fünf Jahre alt. Das alles hat er mit gerade mal fünf Jahren durchgemacht. Das würde ich persönlich ziemlich herausragend nennen, meinen Sie nicht auch? Wissen Sie, wie schwierig ganz einfache Dinge werden, wie beispielsweise die Straße zu überqueren, wenn man auf einem Auge blind ist, Mr Smythe?» Sein fischiges Gesicht blinzelt verneinend.

»Man sieht Dinge nicht, bis sie schon fast an einem vorbei sind, wenn man den Kopf nicht um ganze fünfundvierzig Grad dreht. Das ist nur ein Beispiel dafür, wie schwierig das Leben meines Sohnes war, ist und immer bleiben wird. Sie meinen, mein Sohn hätte einen anderen Schüler ernsthaft verletzt? Wissen Sie, wie oft Flynn sich hat beschimpfen lassen müssen? Wissen Sie, wie oft er seine Mitschüler verteidigt – weil er meint, sie würden doch bloß Witze machen? Haben Sie auch nur den blassesten Schimmer, wie sehr das meinen Sohn *verletzt*? Und dann reden Sie von

Ihrem sogenannten ›herausragenden Schüler‹ ...« Ich schaue Flynn an, weil mir der Name nicht einfällt.

»Rob C. Hunt.«

»Echt jetzt?«, frage ich. Hinter mir höre ich es glucksen, während ich die Stirn krausziehe. »Wo war ich stehen geblieben? Ach ja, Rob C. Hunt, der Ihrer eigenen Aussage zufolge eine verheißungsvolle Zukunft vor sich hat. Ich möchte darauf hinweisen, dass der ›herausragendste‹ und originellste Beitrag seinerseits ›Quasimodo‹ war ... was wir zufälligerweise dieses Jahr bestimmt schon sechs Mal gehört haben.«

»Sieben«, korrigiert Flynn mich.

»Sieben Mal. Ich würde mir an Ihrer Stelle lieber Gedanken darüber machen, wie Sie herausfinden, wer die wirklich herausragenden Schüler dieser Schule sind, statt all Ihre Hoffnungen auf den nächsten Luke Skydiver zu setzen.«

»Walker«, korrigieren Flynn und die Stimme mich im Chor. Und wieder ein High Five.

Flynn hat eine besondere Beziehung zu diesem Jemand. Flynn traut diesem Jemand. Dieser Jemand kennt meinen Sohn. Dieser Jemand könnte ihm helfen. Ich versuche, tief durchzuatmen, weil ein tiefer Ton in mir aufsteigen will. Dieser Jemand – ich stehe auf und schaue mich um –, dieser Jemand ist ... verdammt heiß.

»Ich denke, das wäre dann alles«, quietsche ich.

Ich packe Flynn am Arm und presse die Lippen fest zusammen, und er merkt, dass ich kurz davor bin, die Beherrschung zu verlieren.

»Mrs King, wir haben noch gar nicht darüber gesprochen ...«

Ich höre gerade noch, wie dieser Jemand sagt: »Sie haben

die Dame gehört, meine Herren, sie hat gesagt, das wäre alles«, bevor das Saxophon-Intro losdudelt und in meinem Kopf nur noch Platz ist für Tom Jones' rotierende Hüften. Flynn schiebt mich nach draußen und schließt rasch die Tür hinter uns, just als es aus mir herausplatzt: *Sex Bomb*. Ich schaue ihn an, meinen hübschen Sohn, wie er entsetzt dasteht, während ich mit tiefer, rauher Stimme erkläre, dass er meinen Knopf drücken soll. Er lacht und brummt: »Ekelhaft«, und dann wirft er sich den Rucksack über die Schulter und stiefelt kopfschüttelnd rüber zum Jungenklo.

»Dam-dam, dam-dam ... you are a dam-dam ...«, singe ich, während ich den grauen Korridor mit der abblätternen Farbe entlang auf die Flügeltür zugehe, wobei ich immer wieder kurz stehen bleibe und mit den Hüften wackele und sämtliche arglosen Passanten – einschließlich der sechzigjährigen Vorzimmerdame mit den stahlgrauen Haaren – darüber in Kenntnis setze, dass sie hochexplosiv sind und dazu in der Lage wären, mich höchstwahrscheinlich außerordentlich glücklich zu machen.





Emma Cooper

## **Der Klang unserer Herzen**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Klappenbroschur, 528 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-48789-9

Goldmann

Erscheinungstermin: März 2019

Melody King hat ein seltenes Leiden, seit sie sich vor Jahren am Kopf verletzt hat: Sie singt, wenn sie in Stress gerät. Sie singt unkontrolliert und laut und in den unpassendsten Momenten – an der Supermarktkasse oder mitten während der Schulaufführung ihres Sohnes. Kein Arzt, kein Psychologe kann ihr helfen. Ihren beiden Kindern, Flynn und Rosie, ist das alles furchtbar peinlich, aber seit ihr Vater vor elf Jahren verschwand, hält die Familie liebevoll zusammen. Doch als die Kings auf eine Vermisstenanzeige stoßen, die auf Melodys Mann passt, werden sie mit einer Wahrheit konfrontiert, die ihr Leben komplett auf den Kopf stellt ...

 [Der Titel im Katalog](#)